

Verbundkatalog Kalliope

In: Pariser Tageszeitung.

Gedichte.

Mann, Klaus

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

DAS NEUE GEDICHTE

Von KLAUS MANN

Die Anekdote ist berühmt geworden: Man fragt André Gide, wen er für den grössten französischen Dichter halte, und er erwidert: mit einem Achselzucken: "Victor Hugo — hélas!"

Wenn man sich heute bei mir erkundigt, wer der grösste lebende deutsche Lyriker ist — ich würde vielleicht, mit einem Achselzucken — viel betrübter, als Gide es damals gehabt haben soll — antworten: „Gottfried Benn — leider!“ Aber — um nur ganz offen zu sein — das wäre dann wohl ein wenig der Pointe wegen gesagt. Denn in Wahrheit bin ich der Ansicht, dass Benn — diese alte Liebe, dieser neue Hass von mir — längst überboten, lange schon in die zweite und dritte Reihe gedrängt ist. Es kann gar keine Frage sein: Franz Werfel, etwa, ist, als Lyriker, sehr viel grösser als Benn — jedenfalls ist er reiner als dieser. Sein Ingenium ist nicht gespeist aus den trüben Quellen der Hysterie, sondern aus lauter Quellen. In Werfels wundervollem, neuen Gedicht „Schlaf und Erwachen“, stehen Dinge von einer Innigkeit und Wucht, von einer Süsse und Weisheit, wie sie dem moralisch verkommenen und defekten, jeder poetischen Unschuld beraubten Benn nie mehr gelingen könnten. Uebrigens finden sich auch bei anderen — etwa bei der magisch begnadeten Else Lasker-Schüler oder bei dem Deutschschweizer Hermann Hesse — zuweilen Töne, auf die neidisch zu sein, Benn wohl Anlass hätte.

Wenn ich also die Gide'sche „réponse“ mit ihrem schwermütig-koketteten „hélas!“, auf den Fall Benn variere, so tue ich das, sehr bewusstermassen, aus einer schlimmen alten Anhänglichkeit, aus einer Art von fragwürdiger Treue — um es nur ganz zu sagen: Es handelt sich da um die Treue zu einem Rauschmittel, um die zähe Liebe zu einer Droge, zu einem Opiat, um das bedenkliche immer noch ein wenig in-Beziehung-Bleiben zu einer Substanz, deren durchaus faulige Zusammensetzung, deren tiefe Schädlichkeit sehr wohl gekannt und anerkannt wird...

STIEFKIND LYRIK

Aber wovon rede ich denn? Ich schlage ja — zu meinem eigenen Erstaunen — Töne an, als komme der Lyrik überhaupt noch irgendeine Bedeutung zu, als werde sie, von einer irgend in Frage kommenden Gruppe junger Menschen, noch ernst genommen; als lebten wir noch in jener Zeit, die längst vergangen ist, da eine Strophe von Hofmannsthal oder George für einen Kreis von Menschen wirklich noch ein Ereignis gewesen sind — während doch heute, wie wohl bekannt, für ernster veranlagte Naturen nur noch Kanzler-Reden, für den Rest der Bevölkerung die Sommerkleider der Mrs. Simpson-Windor in Betracht kommen. Ich rede, als sei die Lyrik nicht das öffentliche Stiefkind, die Nebensache, an der nicht einmal idealistisch veranlagte Verleger das Geld verlieren wollen — das sie nicht haben...

Erstaunlich genug: ganz selten einmal — ab und zu — erscheinen immer noch Gedichtbände in deutscher Sprache — ich meine: sogar solche, in denen nicht der Marschakt der Viererkolonnen besungen wird... Man gestatte und verzeihe es einem unverbesserlichen Liebhaber der Verse, wenn er ein paar knappe Anmerkungen zu einigen neuerdings publizierten lyrischen Produkten macht.

THEODOR KRAMER

Der österreichische Dichter Theodor Kramer hat bei Gurr und Co., in Wien, einen Gedichtband „Mit der Ziehbahn“ erscheinen lassen. Darin gibt es viel Gutes, Schönes und Redliches zu lesen — wenngleich kaum etwas, was wirklich frappierend oder überwältigend wäre. Kramer gehört ganz zu jenen Poeten, die ihre Stoffe „aus dem Alltagsleben“ holen. Seine Gedichte heissen denn auch: „Auf einer kleinen Haltestelle“, oder „Der Gendarm“, oder „Das stillgelegte Werk“, oder „Die Strassensänger“, oder sie besingen, wie es ist, „wenn ein Werk sich zwei gut sind...“ Es werden sehr viel Verrichtungen und Arbeitsmethoden, überhaupt technische Dinge, lyrisch geschildert, und die „kleinen Freuden der Grosstadt“ kommen vor, und all die harten Umstände des Lebens kleiner Leute in dieser Zeit — dargestellt etwa in der Weise Richard Dehmels —, und an den besten Stellen gibt es einen volksliedhaft-balladesken Ton: dann heisst es plötzlich: „... und was spricht aus mir — steht für die, die ohne Stimme sind!“ — und man ist gerührt, ist, trotz allem, betroffen von dieser schwermütig-harten Poetisierung einer sehr prosaischen Welt...

HEINZ POLITZER

Ein lyrisches Talent von unvergleichlich höherem Rang als Theodor Kramer ist Heinz Politzer — in dem eine grosse Tradition — die Frager edle Ueberlieferung Werfels und Rilkes — noch einmal, und oft sehr bewegend, zum Klingen kommt:

(manchmal tönt auch etwas Hofmannsthal mit — etwa wenn jener Teppichhändler Gegenstand des Gedichts ist, welches an Hofmannsthals Klage des Schiffskochs gemahnt — jenes Schiffskochs, der „geschieden von den Seinigen“ schmachten musste: manchmal gibt es aber auch Zeilen, die ganz nur Politzers Ton haben — einen zugleich geübten und schlichten, sehr suggestiven Ton, dessen Reizen ich durchaus zugänglich bin.)

Das Gedichtbuch Politzers ist betitelt „Fenster vor dem Firmament“, und man muss dem Verlag Julius Kint, Nachfolger M. Ostrau, sehr ernsthaft dankbar dafür sein, dass er es vorlegt. Schon das formale Talent, die spielend-sichere Beherrschung der Rhythmen bei diesem jungen Dichter sind stupend. Nach meinem Dafürhalten brilliert er vor allem und gibt sein Persönlichstes im schwermütig Grotesken; zum Beispiel in Gedichten, die „Armer Teufel“ oder „Das tapfere Schneiderlein“ überschrieben sind. Aber manchmal hat er auch den ganz grossen, ganz reinen Ton der echten poetischen Klage — und, seit Werfels „Schlaf und Erwachen“ mich begeistert hat, weiss ich kaum ein anderes Gedicht, das mich ähnlich betroffen, ähnlich entzückt hätte, wie ein kurzes, einfaches von Politzer, welches anhebt:

„Schwer ist zu singen Gesang in der Fremde,
Ferne der Myrrhe, dem Oel und dem Wein,
Trauernd an Strömen, die nicht den Vätern,
Die nicht den Söhnen bewässern die Äu.“

Könnte man diese Strophe, die nur einem echten Dichter gelingen dürfte, nicht als Motto für ein Emigranten-Epos wählen? „Schwer ist zu singen Gesang in der Fremde...“

F. C. WEISKOPF

Gesänge, die nicht „in der Fremde“, aber in einer Heimat, die man als die Heimat kaum empfinden dürfte, gesungen wurden, sammelt F. C. Weiskopf in seinem Band „Das Herz ein Schild“. Malik-Verlag, London. Im Vorwort zu dieser Anthologie aus der „Lyrik der Tschechen und Slowaken“, die Weiskopf — ein der guten Sache mit Talent und mit Verve dienender junger Autor und Publizist — voll Liebe und voll Kenntnis besorgt hat, heisst es: „Der Kampf um die nationale Selbständigkeit... hat der tschechischen und slowakischen Literatur in den drei Jahrhunderten zwischen der Schlacht am Weissen Berg und der Ausrufung der Tschechoslowakische Republik das Gepräge gegeben...“ — Was bedeutet, dass die Verse im allgemeinen ein ziemlich hartes, ein kämpferisches Gepräge haben. Um das „Vaterland“ klagt der Dichter Josef Hora:

„Vaterland? Vaterland — was und wo?
Dort nur, wo alle alles besitzen,
Dort nur, wo alles allen gehört.
Aber geh' über Berge und geh' über Flüsse:
Du findest es nicht.“

Dieses Lied findet sich ziemlich zu Anfang des Bandes. Aber versöhnlicher, sanfter wird der Ton auch am Schluss nicht. Eines der letzten Stücke in dieser Anthologie heisst „Mein Lied“, von Frantisek Halas. Es hört also auf:

„Verjagt aus dem Land der Träume,
In der Masse ich Obdach such'
Und will mein Lied verwandeln
In Fluch, In Fluch.“

Vielleicht geben diese beiden Zitate einen gewissen Begriff von der nicht eben sonnig-zärtlichen Stimmung, die vorherrscht in dem Bande: „Das Herz ein Schild“. — Muss ich betonen, dass er trotzdem — oder gerade deshalb — sehr reich ist an Schönheiten — an Schönheiten von einer spröden, harten, ich möchte sagen dürfen: bitteren Art? — Uebrigens laufen in Weiskopfs leserwerter Anthologie zwei Tendenzen nebeneinander: sie will nicht nur den Kampf besingen — den Kampf um die nationale Selbständigkeit und den Kampf von Armen gegen Reiche, von Bedrückten gegen Bedrücker —, sondern sie dient auch ihrerseits aktiv der Versöhnung — jener Versöhnung, die man in der C. S. R. als „Neoaktivismus“ bezeichnet, die auf ein intimeres sich-Kennenlernen, auf ein besseres sich-Vertragen, auf ein wirkliches Zusammenarbeiten zwischen den Tschechoslowaken und den Deutschen abzielt und an deren Zustandekommen, an deren Befestigung wir in so hohem Grade interessiert sind. Indem F. C. Weiskopf die Klage- und Kampf-Lieder der tschechischen und slowakischen Dichter einem deutsch lesenden Publikum vorlegt, tut er also auch etwas — meiner Ansicht nach recht Wichtiges — dazu, dass man sich besser kennen lerne: womit jedes Zusammenarbeiten anzufangen hätte...

„Und jetzt will ich nicht weiter von Gedichten reden: manchmal fühle ich mich wie veräufert von Poesie. Vielleicht

spielen die Gedichte eine zu grosse Rolle in meinem Leben. Zuweilen schlafe ich ein mit den ungeheuren Tönen Stefan Georges in meinen Ohren, und erwache geweckt von den himmlischen Rufen Verlaines. Manchmal fürchte ich mich vor Gedichten, wie vor Geschöpfen, die sehr lieblich aussehen, aber monströse Eigenschaften haben und vielleicht sogar töten können. In solchen Augenblicken — sie stellen sich, ein, wenn ich mich zu lange und zu heftig mit Poesie beschäftigt habe — muss ich denken, dass Gedichte gefährlich seien, trotz ihren Reizen — oder vielleicht gerade wegen ihren Reizen, die auf eine so beengende Art die Macht der Musik und die Ueberredungskraft der Literatur miteinander vereinigen...“